

Kultur & Gesellschaft

Digitale Freiheit
Surfen, telefonieren
und fernsehen -
so, wie man will.

31



Wael Shawky
Der Ägypter zeigt
die Kreuzzüge
als Puppentheater.

29

«Frauen tragen Afrika»

Mariétou Biléoma Mbaye ist die neue Gastautorin in Zürich. Unter ihrem Pseudonym Ken Bugul gehört sie zu den bedeutendsten Autorinnen der Francophonie Afrikas. Sie ist eine scharfe Kritikerin der Zustände dort.

Martin Ebel

Anfang Juli sollte sie in Zürich ankommen, Ende Juli ist es geworden - Visa-probleme, die Bürokratie. Aber nun ist sie da, stürmt mir auf dem Sechseläutenplatz entgegen, «on s'embrasse?» und: «Ich liebe das leichte Kratzen von Bartstoppeln.» Wir sind uns noch nie begegnet, aber Ken Bugul widersteht man nicht. Im Café bestellt sie «ein Bier von Zürich», es wird dann ein Appenzeller, auch gut. Und nach zweieinhalb Stunden Interview fragt sie mich, wo man Socken kaufen kann. Sie will die netten Damen des Literaturhauses nicht mit Kleinigkeiten behelligen.

Aber was heisst schon Interview? Auf eine Frage folgt eine Wortwoge, die hierhin und dorthin schwappt, nahe und entlegene Themen bewässert und nur mit viel Mühe in die Richtung zu steuern ist, die sich der Interviewer vorgenommen hatte. «Je suis bavarde», sie rede gern viel, meint sie entschuldigend. Zu entschuldigen gibt es nichts. Aber erst ganz zum Schluss kommt man dazu, nach jener Phase in ihrem Leben zu fragen, als sie «als 28. Frau im Harem eines Serigne» lebte - wie das in Kurzbiografien gern knallig formuliert wird.

Die Wirklichkeit ist etwas differenzierter. Der Serigne - so die Bezeichnung für eine religiöse Autorität - hatte vier angetraute Frauen, wie es in Senegal noch heute legal ist. Darüber hinaus hatte er 24 weitere unter seinen Schutz gestellt: Frauen, die von der Gesellschaft verstossen waren, weil sie keine Kinder bekommen konnten oder nach dem Tod ihrer Männer als «Unglücksbringer» galten. Ken Bugul stiess dazu in einer schweren Lebenskrise, aus der der Serigne ihr heraushalf; der wiederum profitierte von den Gesprächen mit der klugen und gebildeten Frau.

Eine Reihe von Kulturschocks

Wie das genau war mit dem «Harem», erzählt Ken Bugul in ihrem Roman «Riwan». Wie überhaupt die meisten ihrer Bücher autobiografisch sind und sie die Authentizität des Erlebten auch gar nicht abstreitet. Wer «Le baobab fou» von 1982 gelesen hat, auf Deutsch als «Die Nacht des Baobab» im Unionsverlag erschienen und eines der wichtigsten Bücher der afrikanischen Francophonie, der kann eine dramatische, eine erschütternde Lebenskurve nachfahren.

1947 zur Welt eines senegalesischen Dorfes gekommen, war Mariétou, so ihr richtiger Vorname, seit Generationen - nein: überhaupt - das erste weibliche Wesen der Grossfamilie, das eine Schule besuchen durfte. Das französische Bildungssystem trug das aufgeweckte Mädchen weiter, von Stufe zu Stufe hinauf, bis nach Europa, mit einem Stipendium an eine belgische Universität. Hier erlebte sie eine ganze Reihe von Kulturschocks. Zu Hause verspottete man sie als «toubab», als Weisse, die französische Illustrierte las und den berühmten Schulbuchsatz «nos ancêtres les gaulois» wörtlich nahm. In Brüssel wurde sie durch ihre Hautfarbe definiert und reduziert: unwiderrufflich und auf eine Weise, die die junge Frau völlig überforderte.

Es waren die frühen Siebziger. Sie geriet in Flower-Power-Milieus, in die Schickleria, in intellektuellen Kreise. Überall war sie «die Schwarze»: mit der man sich schmückte, wenn man progressiv war; an der man sein Kolonialschuldgefühl abarbeitete; die man begehrte. Mariétou war jung, attraktiv, neugierig und sinnlich. Sie stürzte sich in die neuen Freiheiten, politische Debatten, Partys, Sex und Drogen. Und stürzte ab, in die Depression, in die Randbezirke der Prostitution, in eine von Gewalt geprägte Beziehung mit einem verheirateten Mann.

Sie brach das europäische Abenteuer ab, flog zurück nach Dakar, lebte dort - abgelehnt von den ihren, weil sie aus Europa «nichts mitbrachte» - zwei Jahre auf der Strasse. In dieser Zeit schrieb sie



Kein SVP-Politiker könnte Afrikas Führer schärfer attackieren als sie: Mariétou Biléoma Mbaye in Zürich. Foto: Doris Fanconi

Einen Roman zu Ende schreiben will sie hier. Die Schweiz kennen lernen, in die Berge gehen.

ihr erstes Buch: «Le baobab fou». Wegen der Direktheit, in der sie das Erlebte in Worte fasste, riet der Verleger dringend zu einem Pseudonym. Aus Mariétou Biléoma Mbaye wurde Ken Bugul. Das ist Wolof und bedeutet: Die, die keiner will. Das Schreiben und die Zeit mit dem Serigne halfen ihr, sich zu finden. Und sich mit der tiefsten Verletzung ihres Lebens auseinanderzusetzen: Die Mutter hatte sie verlassen, als sie fünf Jahre alt war. Immer wieder arbeitete sie sich daran ab, das Mutterseelenalleingelassenwerden bleibt Thema in späteren Romanen, auch noch in «Cacophonie» von 2014. «Es ist das einzig wirklich Schlimme, was mir in meinem Leben passiert ist», sagt die heute 70-Jährige und fügt hinzu, als ich sie ungläubig anschau: «Alles andere gehört zur Lebenserfahrung.»

Die nächsten Etappen dieses Lebens waren weniger dramatisch: Ken Bugul arbeitete viele Jahre in einer NGO für Familienplanung in verschiedenen Staaten Afrikas, war verheiratet mit einem Arzt in Benin, bekam eine Tochter, handelte nach dem Tod des Mannes mit Kunst und Kunsthandwerk. Jetzt ist sie wieder in Senegal, 70 Jahre alt und frei, zu tun,

was sie will - auch deshalb hat sie gern die Einladung angenommen, als Writer-in-Residence nach Zürich zu kommen.

Einen Roman zu Ende schreiben will sie hier. Die Schweiz kennen lernen, in die Berge gehen. In Zürich herumstreifen - sie erwandert sich leidenschaftlich gern Städte. Und Menschen begegnen. «Ich muss Menschen spüren, berühren», sagt sie und nimmt mein Polo-Shirt zwischen die Finger. «Ah, ich liebe diesen Stoff!»

Ken Bugul hat einen politischen Kopf und klare Ansichten. «Wenn ich aus dem Fenster schaue, kommt das Engagement von selbst»: Unsäglich findet sie die Zustände in den afrikanischen Staaten, und kein SVP-Politiker könnte deren Führer schärfer attackieren, als sie es tut. Die grosse Drift nach Norden - am Thema Migration kommen und wollen wir nicht vorbei - liegt daran, dass die Menschen im Elend leben, ohne Perspektiven. Die Kluft zwischen Reich und Arm in Afrika sei obszön, die jeweilige Regierung einzig daran interessiert, sich zu bereichern, Macht und Privilegien zu erhalten. Die Zukunft des Volkes sei ihr egal.

Ein Foulard als Zeichen

Auch der Westen hat eine Verantwortung, nicht nur für eine Handels- und Preispolitik, die Afrika benachteiligt. Entwicklungsgelder, findet sie, müssten zwingend an strenge Auflagen geknüpft werden. Oder besser noch direkt an diejenigen fliessen, denen es wirklich nütze: die Frauen. «Frauen tragen Afrika», sagt Ken Bugul, schon immer.

Eine Perspektive für Afrika hängt für sie von besserer «governance» ab, von Institutionen, die kein blosser Etikettenschwindel sind, mit einer auf ein erträgliches Mass (nicht auf null - naiv ist Ken Bugul nicht) zurückgeführten Korruption. Eigentlich muss die UNO sich dieser globalen Aufgabe annehmen, meint sie; aber die sei ja politisch blockiert. Und von noch weiter oben betrachtet, sei alles eine Folge des herrschenden «hyper-capitalisme».

Von ganz oben wieder runter, in unser Café, zu Fragen der Sprache und der vielsagenden Zeichen. Ein endloses Thema. Das Foulard etwa, den sie trägt: In Senegal ist das ein Zeichen, dass man eine Frau nicht anbaggern soll. Und warum schreibt sie auf Französisch? Weil es allein in Senegal acht offizielle Sprachen gibt. Was sind dagegen die dreieinhalb der Schweiz!

Ken Bugul liest am 7. September im Literaturhaus Zürich.

Writer-in-Residence

Ein halbes Jahr Schreibfreiheit

Ken Bugul ist die 14. Gastschreiberin des Zürcher Literaturhauses und der Stiftung PWG. Das Programm besteht seit 2010 und wird unterstützt von Stadt und Kanton Zürich. Die letzten Writer-in-Residence waren Viktor Martinowitsch (Weissrussland), Shumona Sinha (Indien/Frankreich), Tadeusz Dabrowski (Polen), Xiaolu Guo (China/GB) und Tamta Melaschwili (Georgien). (TA)

«Big Brother» war noch gar nichts

In China boomen Streams von Überwachungskameras - aus Sporthallen, Schulen und Restaurants.

Michael Moorstedt

Vor ein paar Tagen startete die neue Staffel von «Big Brother» - dabei hat die Realität diese Mediendystopie längst überholt. Heutzutage übernimmt der Instagram-Youtube-Twitter-Facebook-Nutzer die maximale Zurschaustellung selbst. Und kein Ende ist in Sicht: Wie das «Wall Street Journal» nun berichtet, werde in China das Anschauen von Überwachungskamera-Livestreams zu einer neuen Art von Reality-TV.

Das klingt zunächst einmal bekannt. Internetseiten wie Insecam oder Open-topia sammeln - mit oder ohne Wissen der Betreiber - schon länger die Übertragungen von Webcams und machen sie online verfügbar. Auch gibt es immer wieder unter Teenagern gehypte Streaming-Apps, mit denen die jungen Leute live aus ihrem Leben senden. Die gehen jedoch meist schnell wieder ein; es fehlt bei den Monologen aus dem Kinderzimmer wohl an nachhaltigen Inhalten.

Doch weil es sich um China handelt, ist das Phänomen hier um ein Vielfaches grösser. Einen der Anbieter findet man etwa auf shuidi.huajiao.com. Dort gibt es, nach Kategorien geordnet, Hunderte Überwachungskamera-Streams, die oftmals mehr als 10 000 Zuschauer haben. Wie praktisch, dass das Unternehmen hinter der Website gleichzeitig Webcams herstellt.

Der Staat schaut mit

Neben der Grösse der Seiten wirken auch die Orte, an denen gefilmt wird, krasser als bei den Beispielen aus dem westlichen Internet. Die Bilder stammen nicht nur von öffentlichen Plätzen, sondern auch aus Sporthallen, Restaurants, Supermärkten und sogar Schulen. Der Korrespondent des «Wall Street Journal» berichtet, wie das Verhalten von essenden Paaren, Schülern oder Sportlern maliziös kommentiert werde.

So wird die Überwachung normalisiert. Wer schon von seinen Mitbürgern kontrolliert und bewertet wird, für den wird es wohl weniger problematisch sein, wenn auch noch die Regierung zuschaut. Der sowieso schon latent vorhandene Fatalismus gegenüber staatlicher Überwachung, heisst es von Kritikern, werde nun noch mehr verstärkt. Und dies in einem Land, in dem die Regierung bis 2020 sukzessive eine Art von sozialem Kreditsystem einführen will, das konformes Verhalten belohnen und Abweichungen bestrafen soll.

«Eine edle Person sollte nichts zu verbergen haben», wird der Betreiber eines Portals zitiert. Das hört sich bekannt an. Ähnlich, wenn auch weniger vornehm ausgedrückt, argumentieren ja auch hiesige Sicherheitspolitiker, wenn es um neue Überwachungsgesetze geht.

Jonas Lüscher auf Buchpreis-Longlist

Jonas Lüschers Roman «Kraft», im Januar erschienen und von der Kritik hoch gelobt, steht auf der Longlist zum Deutschen Buchpreis, der bedeutendsten Auszeichnung für einen deutschsprachigen Roman. Die Longlist umfasst 20 Titel; am 12. September wird sie auf der Shortlist auf sechs reduziert. Lüscher ist der einzige originäre Schweizer auf der Liste. Christoph Höltker, der mit «Das Jahr der Frauen» nominiert wurde (mit dem Vorgänger war er Finalist des Schweizer Buchpreises 2016), ist ein Bielefelder, der in Genf lebt. Unter den weiteren Nominierten befinden sich die neuen Romane von Robert Menasse, Marion Poschmann, Thomas Lehr, Sven Regener und Ingo Schulze. Der Preis ist mit 25 000 Euro dotiert und wird am 9. Oktober in Frankfurt verliehen. (TA)